



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schultheiß, Guntram: Der deutsche Volkscharakter und seine
Wandlungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach allem, was ich hier gesagt habe, ist dem Sozialpolitiker seine Aufgabe dahin zu stellen, daß er, ohne im mindesten die großen Errungenschaften der Vergangenheit zu verkennen, sich von den gegenwärtigen Leiden eines nur allzu großen Teiles des Volkes durchdringe, daß er die Gefahr gewaltfamer Erschütterungen des Staats- und Gesellschaftsbestandes vor Augen habe und begreife, daß dieselben nicht mit bloßen Zwangs- und Schutzmitteln hintanzuhalten sind. Er muß trachten, die Schäden zu heilen, gewissermaßen den sozialen Körper da wieder einzurenken, wo er durch die krampfhaften Bewegungen der Vergangenheit verrenkt ist. Er muß sich bewußt sein, daß es uns nicht erspart bleiben kann, die Konsequenzen aus den vorgegangenen Veränderungen zu ziehen, auch wenn es noch so schmerzhaft sein sollte. Vor allem Systematischen aber muß aufs ernstlichste gewarnt werden. Denn auch auf diesem Gebiete giebt es keinen Stein der Weisen. Staat und Gesellschaft sind keine Begriffe, mit denen man logisch operiren könnte — dies führt immer zu Gewalt, Krieg, Guillotine —, sondern Staat und Gesellschaft sind historisch gewordene Gestaltungen, an welchen ebendeshalb Zufälliges und Inkonsequentes zum innersten Wesen gehören.

Aus diesem Grunde dürfen wir nicht erwarten, daß ein großer Mann als sozialer Heiland auftreten werde, die Gesellschaft von ihren Leiden mit einem kühnen Griff zu erlösen. Wer dies Wagnis begeht, wird nur größeres Unheil und Verwirrung anrichten. Was uns obliegt, ist unablässige, treue, ernste, selbstlose Arbeit, um die Widersprüche zu beseitigen, daß Armut dem Fortschritt auf dem Fuße folgt, daß Überproduktion und Massenelend einander gegenüber stehen, und um die große Aufgabe zu lösen, die meiner Ansicht nach vor allem darin besteht, daß wir die Armen konsumtionsfähig machen.



Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.



on National- oder Volkscharakter zu reden ist so allgemein gäng und gebe, daß man glauben möchte, es könnten über dessen Inhalt und Bereich keine wesentlichen Meinungsverschiedenheiten bestehen. Und doch macht die Anwendung desselben mancherlei Schwierigkeiten. Denn wenn wir schon die Übertragung des Ausdruckes Charakter von dem Einzelnen auf die Gemeinschaft eines Volkes ohne weiteres Bedenken vollziehen und die verschwommene Bedeutung der Volksart oder

Volksseele schärfer begrenzen wollen, so werden wir dem Volkscharakter zwei Merkmale zuschreiben müssen: er bezeichnet die Eigenschaften des Empfindens und Wollens — mit Ausschluß derer des Denkens und im Gegensatz zu dessen rasch wechselndem Inhalte —, und er mißt ihm eine gewisse Zähigkeit und Dauer bei gegenüber dem Wechsel der Zeit, dergestalt, daß ein Volk durch solch gemeinsame Eigentümlichkeiten des Handelns wie des Erleidens den Anspruch, als Einheit zu gelten, tiefer noch als durch die Gemeinsamkeit der Sprache rechtfertigen würde. Von vorn herein setzt der Begriff des Volkscharakters den des fertigen Volkes voraus, wenn von einem solchen die Rede ist, das sich erweislich aus verschiedenen Bestandteilen erst gebildet hat, wie etwa die Spanier und Engländer. Bei ihnen dürfte vor der vollzogenen Vereinigung auch von Volkscharakter im eigentlichen Sinne nur in Bezug auf die Bestandteile die Rede sein. So führt uns die Annahme eines Volkscharakters auf eine Grundfrage, die sich teilweise mit dem Unterschied zwischen politischer und Kulturgeschichte berührt; auf die Verschiedenheit aristokratischer und demokratischer Auffassung, besser Schätzung der heroischen und der Massenwirkung. Dieser angebliche Unterschied der politischen und Kulturgeschichte als der der Thaten und Zustände reicht ja in letztere selbst hinein, deren Name oft zu einem bequemen Deckschild gemacht worden ist für viele Dinge, die das bescheidenere vorige Jahrhundert mit dem anspruchslosen Namen von Belustigungen, Altertümern, Merkwürdigkeiten u. dergl. bezeichnet hat, welche die Zeit der Arbeitsteilung aus subjektiven Wissensgebieten zu selbständigen „Wissenschaften“ befördert. Demnach lautet die Frage: Sind es die Heldenthaten, Kriege und Staatengründungen großer Männer, die die stumpfe Masse wie weiches Wachs formen? Sind es die Geisteswerke und Erfindungen der Meister der Dichtung und Wissenschaft und Kunst, welche den Fortschritt der Entwicklung der Menschheit sprungweise erzwingen? Hat also Dante die Einheit des italienischen Volkes begründet, Luther durch seine 95 Sätze die Reformation und die Kirchenspaltung veranlaßt, Bismarck durch drei Kriege und glückliche Verträge das deutsche Reich hergestellt? Und kann sich der Deutsche an der bedrohten Sprachgrenze beruhigt auf die Geistesgröße seines Schiller und Goethe, seines Kant und Humboldt verlassen, wenn der rührige Gegner in Unterricht und Predigt seine Mundart einzubürgern sucht? Oder haben vielmehr diejenigen Recht, welche in innerer Verwandtschaft mit den politischen Anschauungen unserer Zeit in der Geschichte nur die Vollstreckung der Majoritätsbeschlüsse sehen will; die in der Lützowschen Freischaar und der Landwehr von 1813 die Bestieger Napoleons verehrt und dem preußischen Schulmeister den Sieg von Sadowa zuschreibt? Daß jede vorurteilsfreie Geschichtschreibung beide Einseitigkeiten vermeiden wird, liegt auf der Hand. Und dies führt zu der enger gefaßten Frage, wie weit die Völker nur leidend, wie weit sie, wenn nicht thätig, doch fördernd und drängend oder widerstrebend sich zu ihren Führern

verhalten. Wohl mag darauf die Antwort nach den Anschauungen des Geschichtsschreibers oder seiner Zeit verschieden ausfallen, aber mehr noch nach seinem Gegenstande. Denn unter einem Volke werden wir eben nicht die gleichgiltige unterdrückte Herde einer orientalischen oder afrikanischen Despotie verstehen wollen. Fortgesetzte entwürdigende Ausbeutung und Knechtung oder Fremdherrschaft wird den Charakter der Einzelnen und schließlich den des Stammes oder Volkes brechen und zerstören müssen und Zustände hervorrufen, in welche nur der Wechsel der Herren Veränderung hineinbringt. Wo man hingegen von einem National- oder Volkscharakter überhaupt reden kann, muß auch die Masse der Einzelnen durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit verbunden sein, sie muß gleichsam nicht nur Generäle, sondern auch Offiziere und Unteroffiziere besitzen und selbst hervorbringen. Und in diesem Sinne darf man einem Volke gewiß gemeinsame Eigenschaften und Bestimmtheiten des Willens und Gemütes zuschreiben, und so lange es in solcher Weise eine Einheit darstellt, auch eine Fortdauer seiner Eigenschaften durch die Wirksamkeit der Vererbung, der Erziehung und Nachahmung, ähnlich dem Instinkte behaupten. Ja diese Einheit der Eigenschaften vermag selbst große Umwälzungen auf Veränderung und Vertauschung der Sprache zu überdauern. Trotz aller Wanderungen wird man nicht die Wesensverwandtschaft der biblischen Patriarchen und ihrer heutigen Vertreter verkennen. Wie genau Cäsars Charakteristik der Gallier noch auf die jetzigen Franzosen paßt, ist oft genug bemerkt worden.

Ein anderer Einwand gegen die Anwendung des Begriffes Volkscharakter wäre jedoch noch im Sinne jener wesentlich theologisch beeinflussten Geschichtsbetrachtung, die in unsern beschränkten geschichtlichen Kenntnissen und Vermutungen den Ablauf eines vernunftgemäß zu verfolgenden Planes einer bewußten Weltleitung nachzuweisen trachtet, die eine zum Ergötzen des Beobachters sich abspielende Symphonie oder ein recht verwickeltes aber sich schließlich auflösendes Rechenexempel vor sich zu haben glaubt. Die Einteilung nach den vier danielischen Reichen ist freilich längst verlassen, aber der Glaube an bestimmte Zwecke, Vorbestimmungen und Aufgaben des geschichtlichen Lebens spukt noch in allen möglichen Formen und Einkleidungen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes bis zu dem Glauben, daß das Ziel der Geschichte ein stetiger Fortschritt, in der Durchsetzung von Ideen die höchste Steigerung der Kultur und deren gleichmäßige Verteilung zum Genuß sei. Aber wie nahe liegt es auch, die subjektive Form der Auffassung und nachträglichen Ordnung der Begebenheiten in die Wirklichkeit hinein zu objektivieren! Daß das römische Reich die Rationalitäten zweiten Ranges verwüsten mußte oder wie man sich ausdrückt dazu die „weltgeschichtliche Mission“ hatte, um der Verbreitung des Christentums durch erleichterten Verkehr und Sprachengleichheit Vorschub zu leisten, ist dann freilich eine vollgiltige Entschädigung für alle Gewaltthaten und Treulosigkeiten, für die Ströme von Blut und für die herz- und gemüts-

lose Erwürgung zahlloser tapferer freiheitsliebender Nationen. Denn der Zweck, richtiger die Folge, versöhnt mit den Mitteln und Opfern der allgemeinen Ordnung und Sicherheit zur Zeit der Kaiserherrschaft. Ebenso versöhnend ist die Betrachtung, daß die Ureinwohner Amerikas verschwinden mußten vor Missionären und Bluthunden, um zur Begründung einer höhern christlichen Kultur Platz zu machen, denn „wie groß auch die Leiden und Bedrückungen der lebenden Geschlechter waren, Land und Volk wurden durch die Eroberung einem würdigeren Lebensziel entgegen geführt.“ Für diese Auffassung der Völkergeschichte ist allerdings die Ausbreitung der Religion, der Kultur und Bildung, der Wissenschaft und Kunst die Hauptsache — Dinge die doch nicht an sich und für sich bestehen, sondern nur durch soziale Gliederungen, die sie pflegen, den Anschein selbständiger Fortpflanzungskraft erhalten und immer wieder fast von vorn anfangen —, für diese Auffassung, welche ihr zugestandenermaßen durch Auswahl und Beschränkung des Stoffes erst ermöglichtes Lehrgebäude aus der Not eine Tugend machend mit dem stolzen Namen einer Universal- oder Weltgeschichte oder gar Geschichtsphilosophie belegt, erscheinen freilich besondere Eigentümlichkeiten der Völker, in denen sie selbst ihr Teuerstes und Eigenstes sehen und verteidigen, nur als untergeordnet und zurücktretend gegenüber den Gesetzen und Bedingungen der Entwicklung der Kultur und Ordnung, fast als bedauerliches Hemmnis des stetigen Fortschrittes auf das Ideal der Humanität zu.

Dagegen ist aufs nachdrücklichste jener von aller matten Teleologie geläuterte wissenschaftliche und poetische Standpunkt zu betonen, wie er sich etwa kurz ausdrücken läßt mit den Worten „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.“ Für ihn ist die Chronologie nicht ohne weiteres der Fortschritt; die Formen des Lebens werden wohl verwickelter und schwieriger zu verstehen, aber alles Lebens trägt sein Gesetz und seinen Zweck in sich, indem es sich auslebt nach den Kräften, die es zu seiner Behauptung aufzubringen vermag. Der Kampf ums Dasein gilt auch für die Völkergeschichte; von dem Maß der Kräfte natürlicher und geselliger Ausstattung, das ein Volk für die Aufrechterhaltung seiner Eigenart in die Waagschale zu werfen vermag, hängt seine Selbständigkeit und Dauer ab. Alle die sogenannten Kulturerrungenschaften sind nur ein Nebenprodukt des Lebens, sie pflanzen sich nicht durch eigne Wirksamkeit fort, wenn sie nicht die Lebenskraft des sie besitzenden Volkes fördern oder wenigstens erhalten. Ihr Genuß mag den Wert des Einzeldaseins steigern, aber ihre höchste Ausbildung vermag nicht die Bedingungen ihrer Dauer zu ersetzen. Was heißt sonst das Wort von einer greisenhaften Kultur und Bildung? Das beweist der Untergang des römischen Weltreiches oder der fein ausgestatteten griechischen Bildung.

Auch die moderne Verfestigung (Hypostasierung) des Staatsbegriffes bildet gegen diese Anschauung keinen Einwand. Der Staat ist nicht Selbst-

zweck, höchstens im Sinne der Machthaber, sondern er ist nur die wichtigste Form des Volkslebens, die Zusammenfassung der Kräfte, die er aber nicht schafft, sondern nur leitet und verwendet. Wie lange ist es denn her, daß das Wort Staat in dem veredelten Sinn eines auf nationale Wohlfahrt ausgehenden Gemeinwesens gebraucht wird? Allerdings kann der Staat als etwas Höheres, als eine über dem Volke stehende Organisation erscheinen, trotz alles unangenehm bürokratischen Beigeschmacks, der dem reinen Begriff in der Wirklichkeit sich beimischt — dann nämlich, wenn er selbst mehrere Völker oder Bruchstücke davon umfaßt. Aber man darf des Wortes wegen nicht die verschiedensten Dinge durcheinander bringen. Das römische Reich ist eben etwas ganz anderes als etwa das persische. Die Ausübung dynastischer Hoheitsrechte über verschiedene Völker ist etwas anderes als ein wechselseitiger Bund von Staaten oder Gemeinden mit gleichen Interessen. Eine Organisation der Machtmittel, die unter vielen schwachen Stämmen Ordnung schafft und aufrecht erhält, durch Heer und Steuerwesen, kann notwendig nur bis zu einem gewissen Grade wohlthätig sein, aber wo sie nicht von einem vorherrschenden Volke getragen die Unterdrückung und Ausbeutung zur einzigen Richtschnur hat, wie das römische oder byzantinische Kaisertum, oder Rußland und Ungarn in der Gegenwart, wird sie auf den Stillstand und das mißtrauische Abwägen und auf gegenseitiges Ausspielen der Kräfte angewiesen sein, wie etwa das persische Reich. Aber in keinem Fall wird der Staat etwas Begeisterndes für die Unterthanen sein und die sittliche Hoheit in Anspruch nehmen können, wie sie die Verehrer moderner nationaler Staaten für sie als für „Völker als wollende Personen“ in Ordnung finden.

Genug — es wird jedenfalls gerechtfertigt sein von einem Volkscharakter in dem Sinne zu sprechen, daß damit ähnlich dem Charakter des Einzelnen die sittlichen und gemüthlichen Grundzüge eines Volkes als der Widerhalt seiner geschichtlichen Schicksale, als das Subjekt seiner Erfahrungen, als Schöpfer seiner Erfolge und Schlüssel seines Verhältnisses zu den Helden und Führern wie zu den Feinden bezeichnet sein soll.

Aber wenn man nun auch geneigt ist, dem Volkscharakter einen maßgebenden Einfluß einzuräumen, ist es deswegen auch gerechtfertigt, von einem deutschen Volkscharakter für den Verlauf der bisherigen deutschen Geschichte zu sprechen? Wie lange hat man uns doch versichert, daß wir keine Nation seien, und auch keine Aussicht hätten es zu werden!

Dem rein anthropologischen Standpunkte gegenüber werden wir Mühe haben, ein ununterbrochenes Fortwirken altnationaler Charakterzüge seit dem Beginn unsrer Geschichte zu verteidigen, wenn sie aufs schärfste den körperlichen Unterschied des germanischen Typus der Urzeit und unsers jetzigen Volksschlags hervorhebt, wenn sie in dem Unterschiede der Langschädel und Breitköpfe eine namhafte Verdrängung der altgermanischen Bevölkerung durch das

Anwachsen der unterworfenen keltischen und slawischen Vorkbewohner, oder gar turanischer Uranfässiger erwiesen findet. Daß eine so tief eingreifende Mischung zweier ganz verschiedenen Bevölkerungen auch für die Würdigung des Volkscharakters den geschichtlichen Zusammenhang in Frage stellen könnte, ist nicht zu leugnen. Der körperlichen Umstimmung müßte wohl die geistige bis zu einem gewissen Grade entsprechen. Aber die rein geschichtliche Betrachtung kann ihrerseits so weitgehenden Folgerungen aus körperlichen Veränderungen keinen Anhalt bieten, besonders so lange die geschichtlichen Gründe genügende Erklärung bieten für einzelne Abweichungen und Umstimmungen. Nun läßt sich einerseits schon das Maß fremdbürtiger Beimischung durchaus nicht derart nachweisen, daß man von dessen andauernder Nachwirkung reden könnte. Für die Urzeit einen starken Anteil unfreier und zugleich ungermanischer Bevölkerung anzunehmen, geht wohl kaum an, liegt auch gar nicht in der Meinung jener Lehre. Daß aber die auf römischem Gebiete sich festsetzenden Baiern und Alamannen eine irgendwie gedrängte Vorkbevölkerung vorgefunden und gelassen hätten, ist nach dem Verhältnis der Ortsnamen in Abrede zu stellen, besonders gegenüber der Zähigkeit der thatiächlichen Ausnahmen in Tirol und Graubünden. Die zahlreicheren Fluß-, auch Gebirgsnamen laden zu einer Vergleichung mit den indianischen Namen in Nordamerika ein. Und die alte Vausch- und Bogenbehauptung von der slawischen Abstammung der jetzigen Ostdeutschen jenseits der Elbe bedarf doch auch wirklich keiner eingehenden abwägenden Widerlegung. Und bevor man in spätern geschichtlichen Umständen die Annahme einer durchgreifenden körperlichen Rassen- und Volksmischung begründen will, liegt es doch wirklich nahe, zu überlegen, ob die körperliche Scheidung des altheimischen Typus nicht wenigstens teilweise durch anderweitige natürliche Einflüsse, Änderung des Klimas, der Nahrung und Lebensweise, wie verminderten Aufenthalt im Freien, Verweichlichung, Gebrauch von Wein und Gewürzen, Erklärung finden könnte. Dunkelt doch helles Kinderhaar mit zunehmenden Jahren fast immer mehr oder weniger; die starre Dauer der Rassenmerkmale, wie sie manche Anthropologen behaupten, hat auch recht viele Wahrnehmungen gegen sich. Für das Völkerleben und dessen geschichtliche Betrachtung tritt jedenfalls die Einheit der Abstammung zurück gegenüber der geistigen Einheit und Entwicklung.

Einen andern Einwand fände die Annahme eines deutschen Gesamtvolkscharakters in der Zusammensetzung des Volkes aus Volksstämmen, die von Anfang her scharf getrennt waren. Aber von vornherein sehen wir ab von jener Reihe germanischer Völkerschaften, die, schon bei Beginn unsrer Geschichte als Ostgermanen in abweichender Entwicklung begriffen, durch die Ereignisse der Völkerwanderung der nationalen Zersetzung zugeführt wurden, wenn sie auch, in neue Völkerverbindungen übergegangen, germanische Eigenschaften und Charakterzüge auf diese übertragen haben. Beschränken wir vielmehr Namen und Geltung der Vorfahren auf diejenigen germanischen Stämme, die beim

Zusammenbrüche des römischen Reiches in gedrängter Masse die Süd- und Westgrenze des jetzigen Deutschlands ausfüllten und später auch nach Osten hin zwischen Elbe und Weichsel die früher von ostgermanischen Stämmen besetzten Striche wieder erfüllt haben. Ihre gemeinsame Abkunft verbürgt doch bei allen den Stammesunterschieden, die von einem Stammescharakter der Sachsen und Schwaben, der Baiern und Franken reden läßt, noch die Fortdauer ihrer gemeinsamen Eigenschaften; ja ihre Geschichte hat den starken Zug einer durch die verschiedenartigsten Einwirkungen fortgeführten Verähnlichung. Und in dieser Hinsicht hat das deutsche Volk für die Bewahrung seiner Besonderheit, seines nationalen Charakters den großen Vorteil genossen, mit einer gewaltigen physischen Grundlage, mit einem so massenhaften Volksbestande in die Geschichte und deren Gefahren, in die Bedrohungen seiner selbständigen Entwicklung einzutreten, wie es bei wenig Völkern stattfand. Denn es ist doch ein wesentlicher Umstand, der in den weltgeschichtlichen Konstruktionen oft übersehen wird, daß die hellenische und noch mehr die römische Nationalität gerade durch die Ausbreitung ihrer Kultur und Macht, die doch ohne Auswanderung und Umsiedlung nicht vor sich gehen konnte, in dem Volksbestande sich so verdünnte und verflüchtigte, daß schließlich nur die leere Form der Nationalität übrig bleiben mußte, trotz der Ausbreitung der Sprache und der massenhaften Anziehung andersredender Einzelnen. Sinegen war den Binnengermanen die Möglichkeit gewahrt, die völkerverwüstende Politik des römischen Reiches zu überdauern und die entfremdeten Volksteile immer wieder abzustößen. Sa die nationale Lebenskraft reichte hin, durch bloße Volksvermehrung die Gefahr der Zerspitterung in Stämme und Völkerschaften mit dem Näherrücken der Wohnstätten, der Weide- und Jagdgründe so weit zu überwachen — was selbst den Römern sich als furchtbarste Fülle der Naturkraft ankündigte —, daß die Grundlagen der spätern großen Stämme sich ohne alle staatliche Zusammenfassung bilden konnten. So konnten auch bei allen Verschiedenheiten der Volksteile unter sich die gemeinsamen Charakterzüge nicht durch die Entfremdung auseinandergehender Lebensbahnen so verwischt werden, daß es nicht mehr gelingen sollte, einen über den Stämmen sich behauptenden Volkscharakter darzustellen.

Als tiefste Eigentümlichkeit des deutschen Volkscharakters erschien nun schon dem römischen Beobachter derselbe Zug, den wir leicht durch die Jahrhunderte wechselnder Zustände verfolgen, die hohe Selbstschätzung der Persönlichkeit, das Bedürfnis der Selbstachtung oder der Mannesehre, die jeder sich selbst geben muß. „Selbst ist der Mann“ kann für jene Urzeit der schweifenden Reden oder abenteuernden Ritter im physischen Sinne des Trozes und der Kühnheit in Gefahren, wie für spätere Zeiten im moralischen Sinne gelten. Doch geht aus der innern Ehre von selbst auch der Anspruch auf Ehrung hervor, auf Erweisung der Achtung und Anerkennung, die seit den Römerzeiten und ihren

Dienstesauszeichnungen dem deutschen Sinne wert geblieben ist, und die Empfindlichkeit, wenn er sich übersehen vorkommt und zurückgesetzt fühlt. Wohl darf man in dieser hochgespannten Geltung der Persönlichkeit einen nationalen Gegensatz sehen zu der theokratischen Geseßlichkeit des Hebräers, zu der knechtischen Unterwürfigkeit der sonstigen Orientalen gegen die als Götter betrachteten Herrscher, zu dem aufblickenden Gehorsam des Griechen und noch mehr des Römers gegen seinen Staat und die Götter, die dieser verehrt und durch Opfer geneigt zu halten zwingt, und gegen die Hoheit der unpersönlichen Geseße des Gemeinwesens. Die Freiheitsliebe jener Urzeit, die nur die lockerste Form staatsähnlichen Zusammenhaltes ertragen machte und sich kaum vorübergehend durch gemeinsame Gefahr zu gemeinsamem Handeln gezwungen fand, spricht noch immerfort in der deutschen Vorliebe für Staatsformen, die den Einzelnen und lokalen Vereinigungen recht viel Spielraum gewähren; sie lockt den Bauern, dem Beamten und Steuern immer unheimlich sind, dahin, wo er von beiden nichts mehr zu sehen erwartet. Die Überspannung des antiken Staatsbegriffes ist dem deutschen Charakter völlig unfaßbar.

Die Betonung der Persönlichkeit und ihres Rechtes führt von selbst dazu, auch andern dasselbe zuzugestehen, zur Rechtllichkeit und Billigkeit, die man stets als deutsche Tugenden gepriesen und damit auch zur Forderung nationaler Sittlichkeit gemacht hat. In dieser Abkehr von dem verhärteten Egoismus liegt eine Erweichung des Gemütes — das Wort ist nicht ohne tiefsten Grund eigentlich unübersetzbar. Stets hat man diese Eigentümlichkeit waltend gefunden in dem deutschen Verhältnis der Geschlechter, in der Verehrung der Frauen, wie sie schon dem Tacitus auffiel. Ein scharfer Unterschied gegen orientalische Haremswirtschaft, die das Weib nur als Lustwerkzeug oder als kluge Ränkespinnerin achtet, oder gegen die griechische und römische Auffassung, die sie in erster Reihe als Mutter rechtmäßiger Kinder hochstellt, im übrigen aber kaum den Anspruch auf wechselseitige Treue einräumt, eine Folge der von jeher bestehenden Sklaverei. Um entsprechende Kulturstufen zu vergleichen, übergehen wir die Thuznelda und Belleida und die Stellung der Frau im Rechte und stellen die Briseis und den Achilleus und Agamemnon oder Odysseus und Circe und Penelope gegen unsre nationale Gudrun und Kriemhilde. Erst diese Erhebung der Frau zur gleichgeltenden und gleichbegabten Gefährtin des Mannes hat die Form der Monogamie geadelt und der Geschlechtsliebe höhern Wert für die Empfindung und Aufnahme in die nordische Dichtung verschafft, aber nicht etwa wegen, sondern trotz des Christentums in seiner thatsächlichen Ausgestaltung. Im Gegenteile wäre die Verehrung der Jungfrau Maria im Zusammenhange mit dem ritterlichen Frauentum eine unerklärliche Laune, wenn sie nicht aus dieser Wurzel deutscher und als germanischer verpflanzter Grundanschauung aufgeschossen wäre. Daß auch jetzt noch etwa gegenüber Romanen und Slawen ein Unterschied in dieser Hinsicht

waltet, daß bei den Deutschen, wie auch den andern germanischen Brüdervölkern die Frau sicherer auf die Achtung, bei jenen lieber auf das Gefallen ihre Stellung gründet, wird wohl eingeräumt werden. Wer für die schwierige Erklärung der Grundzüge eines Volkscharakters unter andern Gründen auch eine Anknüpfung an das Klima oder die Landesart nicht verschmäht, in denen das Volk die Festigung seiner Eigenart gewann, mag vielleicht in dem, was der eine ein Mehr an Sittlichkeit nennt, nur ein Minder an Sinnlichkeit sehen, sodaß die rauhe und feuchte Waldlandschaft, in denen das deutsche Volk gereift ist, jene nationale Keuschheit, die Cäsar und Tacitus rühmt, wenigstens erleichterte. Und mit gleichem Rechte mag man jenen Troß und jene Kühnheit, die sich selbst genug ist und auf die eigne gelenke Kraft vertraut, auf die kaltblütige Gewöhnung an die Gefahren eines waldigen und sumpfigen Jagdlandes zurückführen, die in langer Folge von Geschlechtern forterbend sich befestigte. Dem widerspricht auch nicht jener weichere Zug des Gemütes bei aller rauhen Außenseite, den wir behaupteten. Er beweist sich auch in dem Verhältnis der Sklaverei. Die persönliche Unfreiheit, die dunkelste Seite des hochgepriesenen klassischen Altertums, hat ja auch beim deutschen Volke Jahrhunderte lang bestanden. Wie der Germane der Römerkriege den Knecht auch verkaufte, so nahm der Deutsche späterer Zeit vom kriegsgefangenen Slawen das Wort für den Sklaven. Aber schon Tacitus hebt geflissentlich ihre mildere Haltung hervor, wie sie den Herrn auf die Jagd begleiteten, ihre Kinder mit denen des Herrn aufwüchsen — ganz wie noch heute bei den holländischen Bauern des Kaplandes die Kaffern in Dienstbarkeit stehen. Ihm schwebte dabei die Rohheit des Römers vor, der in seinem Sklaven überhaupt kaum mehr den Menschen sah, so sehr ihm dessen Bildung und Geschicklichkeit zu statten kam — wobei er vielleicht noch dem Griechen einige Zugeständnisse machen mochte —, der noch zur Zeit ungebrochener nationaler Kraft seine Sklaven im Zwinger hielt, wie das Tier bei Nacht in Fesseln geschlossen, bei Tag unter der Peitsche knirschend, der den Entflohenen in den Fischteich als Futter für die Muränen stecken konnte und im Zirkus Schaaren von Kriegsgefangenen oder aufgezogenen Fechtersklaven zu seiner Augenweide sich niedermekeln ließ. Was soll uns gegenüber dieser Wirklichkeit das Gerede eines Cicero von der Gemeinschaft des Menschengeschlechts, was er doch nur griechischen Philosophen nachschrieb? Ganz anders ist deutsche Art von Anfang an. Mag immerhin die rechtliche Anschauung den Knecht nur als Sache betrachten, so ist es doch gar nicht ausgemacht, in welcher Ausdehnung diese eigentliche Knechtschaft bestand. Und bei allen Nachteilen geminderter Freiheit, wie sich dies in der Folgezeit ausbildete, war das Verhältnis kein sittlich entwürdigendes — wie hätte es sonst vielfach geradezu aufgesucht werden können? — und selbst als der wirtschaftliche Druck am fühlbarsten war, von Grund aus anders gefaßt, als etwa bei den Polen und Russen oder selbst in dem feudalen Frankreich, wo keltische und römische Be-

trachtungsweise geltend blieb. Den spätern Gedanken der Menschenrechte oder der allgemeinen Staatsbürgerschaft wird man mit mehr Mühe an die aristokratischen Republiken des Altertums anknüpfen, als aus dem Trieb der gerechteren und milderen germanisch-deutschen Betrachtungsweise emporgesprossen glauben.

In demselben Kreise der Billigkeit und Gerechtigkeit, die dem andern dasselbe Recht zugestehet, das man für sich selbst in Anspruch nimmt, wurzelt das ehrenhafte Verfahren gegen den Feind, das Verschmähen von List und Vorteil, das wir seit den Cimbern immer wieder beobachtet sehen. Es hängt zusammen mit der nationalen Auffassung des Kampfes als eines Gottesurteils, daß der Stärkere ist, wer Recht hat. Denn der Germane überhaupt und auch der Deutsche sann nicht wie der Römer auf die Vernichtung und Auslöschung des Feindes um jeden Preis; wie einst die Cimbern oder Ariovist Tag und Art der Schlacht ausgemacht haben wollten, so hält es noch der Ritter und der Landsknecht für Pflicht der Ehrenhaftigkeit, den Kampf mit gleichem Vorteil zu gewähren. Deutsche Art hatte es wohl stets verschmäht, unter dem fliehenden Feinde das Eis zu zerbrechen oder Verwundete und Gefangene schlecht zu behandeln.

Diese gerechte, fast wohlwollende Behandlung des Feindes — man halte etwa den Waltharius gegen den Achilleus in seinem Verhalten zum Hektor — verträgt sich recht gut mit der uralten Tapferkeit und Kampflust, deren Preis den Deutschen kein Jahrhundert bestritt. Lange Jahrhunderte galt der Kampf den Deutschen als würdigste Übung und Bethätigung männlicher Kraft. Dem Germanen der Völkerwanderung war es gleichgiltig, für wen es zum Vorteil gereiche, bis zum gedankenlosesten Landsknechtstum im Dienste der berechnenden Feinde seines Volkes; dieselbe Freude an Kampf und Abenteuer um seiner selbst willen ist das Element des Ritters und das Geschäft des Landsknechtes. Und wenn auch friedlichere Zeiten die Gelegenheit seltener gemacht haben, in denen sich die alte Wahrhaftigkeit und Kampfesfreude als unverlorne Erbe beweist, so ist doch noch dem Bauernburschen der Gegenwart das Raufen mehr Vergnügen als Körperverletzung, und auf den Universitäten hat sich ein Rest der Freude an Kampf und Blut erhalten.

In einem gewissen innern Zusammenhange mit jenem Zuge der Gerechtigkeit und Billigkeit, der die Selbstschätzung begleitet, steht wohl auch der Grundzug der Bedenklichkeit und Bedachtsamkeit, der Scheu, fremdes Recht zu verletzen, der sich so oft zeigt, aber freilich sehr verschieden in den einzelnen Zeiten, und eigentlich erst großgezogen in Zeiten nationaler Schwäche. Deshalb sei er an dieser Stelle nur nicht übergangen.

(Fortsetzung folgt.)

